Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 176 Bydgoszcz / Bromberg, 5. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Man könnte sich nichts Grauenerregenderes vorstellen als dieses kleine, greisenhafte, groteske Geschöpf vor uns, dessen Gesicht in diesen Augenblicken einer der satanischen Fetischmasken ausgestorbener wilder Völker gleicht.

„German May," unterbreche ich ihn — bei aller Teilnahme an seinem Schmerz und aller Sympathie für ihn ob seiner treuen Hingabe an seinen Bruder erfaßt mich wahrhaftig Beunruhigung beim Anblick dieses absonderlichen, spukhaften Nachtbesuches —, „German May, wenn Sie glauben, sich meiner Firma bedienen zu können, um „einen Weltkrieg zu inszenieren, wie man eine Revue inszeniert", dann muß ich Ihnen von vornherein „nein" sagen. Wir werden Ihnen hierzu niemals die Hand bieten!"

„Sie sollen es auch gar nicht, Herr Jansen, hören Sie mich an! Was Sie tun sollen, mögen Sie, sobald Sie alles wissen, ruhig erwägen. Ich glaube nicht, daß der eingeschworenste Pazifist dagegen das Geringste einzuwenden hat, was ich von Ihnen erbitte! Wenn trotzdem ein gigantisches Unheil daraus wird, so ist dieses Unheil nicht aufzuhalten. Auch dadurch nicht, daß Sie mich ausliefern, ja, an meine Feinde ausliefern, Herr Jansen! Also, bitte, hören Sie! Und vergessen Sie, was ich schon gesagt habe! Meine Schlüsse, meine logischen Schlüsse sind nur kürzer wie die anderer Menschen. Und dadurch wirken sie so unselig dramatisch, so prophetisch erschreckend, kassandreskt! Ich lasse Zwischenglieder im Reden aus, die ich im Denken blitzschnell absolviere. Jetzt will ich nur Prämissen zu Ihnen sagen. Ich glaube nicht, daß Sie mich wegen derselben verraten werden, ich glaube nicht, daß Sie mich im Stich lassen."

„Ich bin gespannt."

„Also, zunächst: Warum — glauben Sie — hat man meinen Bruder ermordet?"

„Weil er uns etwas zu sagen hatte und es jemand um jeden Preis verhindern wollte."

„Sehr richtig, Herr Jansen! Diese Nachricht war mein Hilferuf."

Ein Lichtsignal des Hausmelders!

Nicht nur in mein Bureau, auch hierher in das Teezimmer, ebenso wie in mein Schlafzimmer, werden mir durch automatische Fernschreiber Botschaften von besonderer Wichtigkeit übermittelt.

Die Tastatur klappert, auf dem sich abrollenden Papierstreifen bilden sich die Worte:

„Unklare Notiz in allen Zeitungen über geheimnisvolle Entdeckung, die Welt-Ölverbrauch aufhebt. Befürchtungen für Börse und Weltfrieden."

„Meinen Hilferuf an Ihr Haus", höre ich German May sagen, „hat man nicht zugelassen. Wer hat Stefan getötet? Wer?"

„Sie sagten es bereits. Ihrer Meinung nach dieÖlleute."

„Nicht nur meiner Meinung nach! Es ist ein objektiv gültiges Urteil. Sie werden es gleich begreifen. Ich bin nicht zum ersten Mal Anschlägen auf mein Leben ausgesetzt, nicht zum ersten Mal das Objekt feindlicher Werkspionage. Und ich habe bisher wohl immer ausreichende Schutzmaßnahmen besessen. Auch besitzen müssen! Da ich manchen gefährlichen Fragen der Wissenschaft auf den Grund zu gehen liebe. Ein Spezialgebiet meiner Forschung ist die Untersuchung der Wellenlängen zwischen sechzig und neunzig Zentimeter. Ich weiß heute, wie man ganze Völker zum Aussterben bringen könnte, wenn man Geheimsender auf sie strahlen ließe, deren Wellenlänge die inneren menschlichen Organe zum Mitschwingen und damit zur Selbstverbrennung bringt, ohne daß äußerliche Ursachen wahrgenommen werden. Ich weiß die Wellenlänge, welche in den von ihr getroffenen Menschen Liebestollheit und sexuelle Raserei bis zum Wahnsinn erzeugt. Und ich könnte mit ihr vielleicht Nationen in einen sodomitischen Untergang führen. Ich habe auch die klingenden Schwingungen bestimmt, deren Fernwirkung Sprengstoffe entzündet. Ich weiß ja natürlich, daß ich keineswegs der einzige erfolgreiche Forscher auf diesen Gebieten bin. Und ich glaube nicht, daß Eitelkeit in mir steckt. Indes, jetzt habe ich — eigentlich nur so nebenbei — etwas entdeckt, das ich für besonders wertvoll, für positiv halte. Und die Befriedigung über diesen Fund hat möglicherweise meine persönliche Vorsicht ein wenig auf Abwege gebracht. Oh, leider! Ja! Meine Entdeckung? Nun — eine Kleinigkeit! Nichts besonderes! Auch nur eine winzige, logische Schlußfolgerung! Ein Ei des Kolumbus sozusagen! Das aber großes Ärgernis erregen muß. Wir Deutschen haben eben einmal die Bestimmung, uns durch unsere Erfindungen den Haß eines Teiles der Mitwelt zuzuziehen! Und meine Idee? — Man greift sich an den Kopf, daß sie nicht schon längst da ist. Denn — was ist nicht schon alles da! Und doch haben wir Eines bisher nicht, was wir am allerdringendsten brauchten: Den starken, kleinen Akkumulator! . . . — Ich — habe ihn! — Seit drei Wochen! Wissen Sie, Herr Jansen, was das heißt? Ich habe den Tod der Ölkönige hier in meinem Notizbuch! In meiner Brusttasche! Hier habe ich ihn gebannt! Wie Salomo seine Dschins in den versiegelten Flaschen! Wenn ich mein Notizbuch öffne, fliegt er heraus, so wie einer der Dämonen in „Tausend und eine Nacht". Können Sie sich die Folge vorstellen? Alle Ölmotoren werden überflüssig! Alle Ölquellen werden wertlos! Benzin und Schweröl für Flugzeuge, Autos, Schiffe, Unterseeboote, Bahnen — erledigt! Alle Motorenfabriken bisherigen Schlages machen Konkurs! Die Börse! Begreifen Sie jetzt, daß man höchste Eile hatte, meinen Bruder — als Mitwisser — und mich — als Wisser — zu beseitigen?"

Ich begreife es, wenn German May wirklich diese Erfindung gemacht hat. Der Tod Stefans scheint dies zu beweisen.

„Ja," erwidere ich, „obwohl . . ."

„Also, Herr Jansen! Welche Antwort erhalte ich von Ihnen? Kann ich mich Ihrer „Universale Commission" bedienen, um den „kleinen Akkumulator" der Welt zu schenken? Wohl überlegt: Unter der verzweifeltsten und skrupellosesten Gegenwehr der Ölleute? Und Ihres Führers Na-

tas? Dieser Dämon hat kein Gewissen. Er verleugnet nicht seine Herkunft aus der Unterwelt, aus der er erst vor Jahren aufgetaucht ist. Heute spielt er den Herrn der Welt. Nun, Jansen, wagen Sie es, sich an meine Seite zu stellen? Halten Sie meine Erfindung für einen Fortschritt in der Weltentwicklung oder nicht? Und wenn sie ein Fortschritt ist, muß man sie dann nicht realisieren? Den Menschen bringen?"

„Sie haben recht, German May, man muß!"

„Bravo!"

Er schlägt seine Hand in meine, drückt sie mit einer Kraft, die man diesem Zwerg nie zutrauen würde.

Dann rufe ich den Haussender: „— Sofort — Datum noch vor Mitternacht — allgemein — Anmeldung, starker Kleinakkumulator! — Stelle Auskunft: Recherchen German May einstellen!"

Der, für den ich die Aufträge erteilt habe, blickt zu mir auf und sagt:

„Sie sind sich doch der Tragweite Ihres Entschlusses bewußt, Jansen? Werden Sie mit mir allem die Stirne bieten, was kommen wird?"

„Allem, German May! Das, was Sie schaffen wollen, ist ein Fortschritt! Wer dagegen kämpft, ist wert, bekämpft zu werden. Einem solchen Krieg bin ich noch nie aus dem Weg gegangen!"

„Dann lassen Sie uns keine Sekunde verlieren!"

„Es ist Mitternacht!"

„Tempo! Tempo!" Der kleine Greis drängt aufgeregt.

„Mein Unternehmen garantiert Ihnen für Tempo, German May!"

„Ich bin ein alter Mann," jammert jener in seinen seltsamen hohen Kehltönen, „ich habe nicht mehr viel Zeit! Ich werde bald sterben. Und Natas wird noch meinen Todestermin vorschieben."

„Jetzt nicht mehr! Sie stehen in unserem Schutz!"

„Es ist ja nicht schade um mich! Nein, nein! Aber die Erfindung! Was tun wir jetzt? Schnell, schnell, Jansen!"

„Schlafen gehen, German May!"

„Schlafen gehen?" schreit er entsetzt, „Sie sind irrsinnig! Dazu ist doch keine Zeit!"

„Seit wann ist Ihre Erfindung fertig?" entgegne ich.

„Seit drei Wochen."

„Nun, wenn Sie sich bisher soviel Zeit gelassen haben, zu uns zu kommen, dann wird es jetzt auch nicht auf ein paar Stunden Schlummers ankommen".

„Ach, ach!" jammert er, „ich hoffte, Sie hätten Tempo!"

„Auch wir brauchen Ruhe, German May! Ich garantiere Ihnen, daß morgen . . ., heute vielmehr, es ist ja schon Vierundzwanzig Uhr vorbei, die Raserei beginnt. Einen Moment, bitte!"

Ich stelle den Tischapparat auf „Zentrale", verlange Verbindung mit dem Referenten der Mitternachtsbörse, dann mit der Börse selbst.

Der Lautsprecher beginnt zu brüllen:

„Siebenundsechzig . . . sechsundsechzigneun . . . sechsundsechzigacht . . ."

„Was ist das?" fragt German May.

„Sturm! Irgendwer hat schon den Krieg für Sie begonnen. Morgen werden wir wissen, wer. Die Ölwerte sausen!"

„Sechsundsechzigsiebenkommafünf", heult der drahtlose Melder, daneben hysterisches Toben, Kreischen, man glaubt, einer Höllenschlacht beizuwohnen.

German May reibt sich die Hände, kichert wie ein Kobold. „Stefan! Es fängt an!"

„Sie können sich freuen, German May," rufe ich, dicht bei seinem Ohr, „wissen Sie, was das bedeutet? Die Natas-Konzerne haben an dieser Börse ein Drittel ihres investierten Weltkapitals verloren! Das zweite Drittel kommt heute früh daran. Sie, German May, siegen bereits jetzt."

„Ha, ha! Morgen werden die Papiere auf dreißig sinken! Oh, Stefan, schade, daß du es nicht erlebst!"

„Die Papiere werden heute noch auf hundertzwanzig steigen!"

May sieht mich entsetzt an.

„Aber da gewinnen sie ja", jammert er.

„Nein, der Natastrust wird nur die Kurse stützen, und das kostet ihm ein zweites Drittel des Kapitals. Immerhin bleibt ihm dann noch genug Geld, um die halbe Welt zu bestechen."

Ich stelle den Lautsprecher ab.

„Wie ist Ihr Geheimnis so vorzeitig bekannt geworden?" frage ich den Greis. „Haben Sie noch Mitwisser?"

„Niemanden! Ich begreife es nicht. Hier versagt selbst meine Logik!"

„War jemand Zeuge Ihrer Experimente?"

„Kein Mensch!"

„Sie haben alles ganz allein hergestellt?"

„Alles, alles allein!"

„Und wo sind die Pläne und Modelle aufbewahrt?"

„In siebenfacher Wiederholung in sieben Safes — in sieben verschiedenen Banken."

„Da haben wir es! Die Banken! Wann sind die Sachen in die Safes gekommen?"

„Gestern nachmittag. Stefan selbst ist von Bank zu Bank gefahren."

„Sehen Sie: auch die Gegner haben Tempo!"

„Oh Jammer!" klagt der alte Mann. „Und wir sitzen hier! Tun nichts! — Und Sie reden vom Schlafengehen!"

„Warten Sie! Horchen Sie noch eine Minute!"

Ich schalte den Empfänger wieder ein und auch den Fernseher — Geheul, Gebrüll! Ich stelle den Projektor unter Strom, auf der Wand vor uns zittern Lichter auf, wir erleben hier im Teezimmer die Mitternachtsbörse, als wären wir selbst mitten drinnen.

Menschenmengen wogen wie sturmgepeitschte Wellen durcheinander, Hände gestikulieren, Arme recken sich verzweifelt aus dem Gewirr, Gesichter verzerren sich, Gekreisch wie in einem Irrenhaus gellt empor, Meuten von Narren, wie es scheint, ballen sich in diesem und jenem Teil der Halle zusammen, stieben wieder, wie von einem unsichtbaren Regisseur gejagt, auseinander, bilden Knäuel, zuweilen sieht es aus, als kämpften Tobsüchtige einen Nahkampf auf Leben und Tod — und in den allgemeinen Orkan hinein diktieren immerfort mit nervenbehämmernder Monotonie, alles überdröhnend, regelmäßige Rufe die Kursziffern der gehandelten Papiere — indes zugleich große Zeiger über den Köpfen des wahnwitzigen Durcheinanders menschlicher Ameisenschwärme die Zahlen verkünden:

„Sechsundsechzignullkommafünf . . . Sechsundsechzignullkommanull . . "

Ich schalte aus.

„Wer?" fragt German May mit gespanntem Ausdruck. „Wer führt diesen Kampf?"

„Ich weiß es selber nicht. Aber es steht fest, daß nicht nur die Natas-Gruppe prompten Nachrichtendienst bezieht. Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß uns die Russischen Staaten bereits drei Minuten nach dem Tode Ihres Herrn Bruders unbegrenzte Geldmittel und den besonderen Schutz Ihrer Person angeboten haben, falls wir ihnen Ihre Erfindung verkaufen."

„In der Tat? Oh, die Russen sind doch immer unter den schnellsten Arbeitern! Nun, nach alledem hat ja wirklich schon ohne mein Zutun der Kampf begonnen! Jetzt gebe ich Ihnen auch schließlich darin recht, daß Sie vorschlagen, wir sollen uns schlafen legen. Bei mir wird freilich nach Stefans Tod — von Schlummer keine Rede sein. Aber alte Leute, wie ich, haben dies ja auch nicht mehr nötig! Die können sich in Bälde ganz ausschlafen! Jedoch Sie! . . Glauben Sie, daß Sie mich werden beschützen können?"

„Von morgen an wird es vier „German May" geben! Aber keiner davon soll der richtige sein!"

„Oh, eine gute Idee! Und wo werde ich jetzt diese Nacht . . ."

„Viktor führt Sie in Ihre Räume."

„Hoffen wir, daß dort keine Höllenmaschine steht, scherzt der Greis finster, mit haßerfüllter Grimasse.

„In unser Haus kommt niemand, der nicht hereingehört!

„Bin nicht ich selbst hereingekommen?" wendet May zutreffend ein.

„Unter Beaufsichtigung Viktors!" entgegne ich. „Vergessen Sie das nicht!"

„Allerdings, Sie haben recht. Also: Gute Nacht!"

„Besser gesagt: Guten Morgen, German May!"

„Guten Morgen! Schlafen Sie recht wohl!"

Gleich danach ertönt von irgendwoher aus der Tiefe Geknatter, Geschrei und plötzlich ein heftiger Donnerschlag.

„Was ist das?" ruft der Alte noch unter [illegible] es ist doch kein Gewitter?"

Schon surrt der Melder.

(Fortsetzung folgt.)

Sensenlegende.

Von Heinz Wagenitz.

Der Wind, der den ganzen Tag lang in wilden Stößen über das Land gegangen ist, wird nun müder und müder. Über den niedrigen Dächern des Dorfes schwanken dünne, blaugraue Rauchsäulen. Ganz erschöpft kommt der Bauer vom Feld zurück. Die Frau, die am Herd steht und Kartoffeln in die brodelnde Kohlsuppe stampft, hört, wie er die Sense klirrend in die Ecke stößt. Mit einem schnellen Schreck fährt sie zusammen, und nun ist ihr müder Rücken noch ein wenig mehr gekrümmt. Sie bringt die dampfende Suppe auf den Tisch, rückt noch einmal Teller und Stühle zurecht, holt auch das Glas für den Kornschnaps aus dem Schrank und wartet dann. Der Bauer steht noch immer mit dem Gesicht zur Wand und nestelt an dem Stroh, mit dem die Sense umflochten ist. Endlich setzt er sich schweigend an seinen Platz. In seinem braunen, zerfälteten Gesicht sieht die Frau tiefe Furchen. Die waren lange verschwunden, denkt sie. Nun sind sie doch wiedergekommen.

Inzwischen ist der Bauer fertig geworden mit dem Essen. Er hat es mürrisch erledigt wie eine undankbare Arbeit. Jetzt greift er zum Schnaps, um ein Glas davon mit einem Ruck hinunterzustürzen. „Wir schaffen es nicht", sagt er und sieht zum erstenmal heute der Frau ins Gesicht. „Und wenn ich vier Arme hätte, wir könnten es nicht schaffen. Der Regen würde schneller sein." In diesem Augenblick klopft es an die Tür.

Als die Frau öffnet, steht draußen ein bärtiger Alter und bittet um ein Nachtmahl und ein Strohlager. Die Frau blickt zögernd zum Bauern hinüber. Der aber dreht ihr den Rücken zu und stopft sich die Pfeife. Unterdessen ist der Alte bereits eingetreten. Er trägt eine blanke Sense über der Schulter, die er nun zu der anderen an die Wand lehnt. Bei dem Geräusch wendet sich der Bauer um und betrachtet den Alten erstaunt. „Wer seid Ihr denn?" verwundert er sich. „Kommt daher wie ein Landstreicher und klopft um ein Nachtlager an, dabei tragt Ihr Rock und Hemd wie ein Bauer und gar noch eine Sense dazu!" Statt aller Antwort sieht der Alte den Bauern fest und freundlich mit großen, leuchtenden blauen Augen an, so daß der einen Augenblick lang glaubt, der ganze Raum würde heller vom Glanz dieser Augen. „Ihr werdet einen alten Mann nicht im Korn schlafen lassen, auch wenn Ihr nicht wißt, wer er ist", sagt der Fremde. Der Bauer winkt ihm mit der Hand ab: „Schon gut! Ist ja nicht der Rede wert!" Dann setzt er sich ihm gegenüber an den Tisch.

Der weißhaarige Fremde schlürft mit Behagen den Rest der heißen Kohlsuppe. Als er sich nach dem letzten Löffel mit einem kurzen Dank im Stuhl zurücklehnt, holt der Bauer zwei Gläser und fordert ihn auf, einen Kornschnaps mit ihm zu trinken. Wieder leuchten die Augen des Alten hell auf, als er mit einem kleinen Nicken dankt. Fast könnte man sich fürchten vor diesem Blick, und doch ist er gut und freundlich, denkt die Frau. Der Fremde nimmt das Glas und lächelt dem Bauer über den Tisch zu: „Ja, ja, ich sehe schon, euch geht es gut." Da aber fährt der Bauer auf: „Verdammt noch einmal, ich will nicht fluchen, aber Ihr irrt Euch gewaltig, alter Mann!" Und indem er den Blick auf die Tischplatte senkt und die tiefen Furchen wieder in seinem Gesicht erscheinen, fügt er leiser hinzu: „Diesmal bekomme ich das Korn bestimmt nicht herein. Es ist zuviel für zwei Arme, und die Nachbarn haben mehr als genug für sich selbst zu schaffen." Wem denn die vier Sensen gehörten, die dort hinter der Tür ständen, fragt der Alte. „Als ich den Hof übernahm, hatte ich vier Knechte", antwortete der Bauer ihm. „Damals war ich jung und dachte, einmal würde ich zehn haben oder zwölf. Nun bin ich allein. Nachdenklich blickt der Alte vor sich hin. Dann sagt er: „Wenn Ihr sie nicht braucht, könntet Ihr mir wohl eine von den vier überlassen. Meine ist ein wenig schartig." Der Bauer wundert sich: Was dieser alte Landstreicher wohl mit einer Sense will? Gewiß ist er längst viel zu schwach, um sie überhaupt führen zu können! Da aber der Alte ihn immer noch fragend ansieht, gibt er ihm zur Antwort, daß er die Sense bekommen könne, wenn sie ihm nur nütze. Dann gehen sie hinüber in die verlassene Knechtsstube, und der Bauer macht dem Alten selbst das Lager zurecht.

Als am anderen Morgen der Bauer in der Frühe aufbricht, ist der Alte schon fort. Aber der Bauer hat jetzt keine Muße, sich über seinen seltsamen Gast Gedanken zu machen. Die reifen Ähren warten, der Weg ist weit, und ein Tag ist kurz in der Zeit der Ernte. Nach eiligem Frühstück nimmt er die Sense und macht sich auf den Weg. Erst als er vor seinem Korn steht, bemerkt er, daß er die schartige Sense des fremden Alten mitgenommen hat. Wenn er jetzt umkehrt, um eine andere zu holen, verliert er fast einen halben Tag. Lieber will er versuchen, das Ding auf einem Stein ein wenig zurecht zu dengeln. Freilich ist wenig Zuversicht in seinem Tun. Die Sorge preßt ihm die Kehle zusammen und läßt das Kornfeld vor seinen Augen wachsen und wachsen ins Grenzenlose.

Dann beim Dengeln aber horcht er auf. Es kreischt nicht und klirrt nicht wie sonst, es klingt nicht wie Stein und Eisen, es klingt ganz hell und klar, wie wenn Silber an feines, feines Glas schlägt. Wirklich, diese fremde Sense hat einen seltsamen Klang.

Ungeduldig packt der Bauer sie nun fest mit beiden Fäusten und beginnt, die Halme in weitem Bogen niederzumähen. Aber kaum hat er den ersten Schnitt getan, da ist ihm, als sause die Sense mit eigenem Schwung zwischen das Korn. Auf und ab geht er über das Feld hinter dem schwingenden, blitzenden Eisen, und wundert sich selbst wie schnell, wie mühelos er auf seinem Weg von einem Ende zum anderen kommt. Höher und höher steigt die Sonne. Bald steht sie genau über ihm, und bald auch sinkt sie wieder auf der anderen Seite hinab. Der Bauer hat nicht ein einziges Mal die Arme gesenkt. Er kann jetzt nicht rasten, der Schwung der Sense reißt ihn mit.

Endlich, als in rötlichem Schimmer der Abend heraufkommt, steht er tief erstaunt und erschrocken fast vor seinem abgemähten Feld. Er sieht die Arbeit von vielen Tagen getan. Er sieht es, und doch fällt es ihm schwer zu glauben. Er blickt auf die Straße hinunter, die der fremde Alte vielleicht gegangen ist, und getroffen von dem Wunderbaren, das ihm geschehen, erinnert er sich: Ob wohl der, an den kaum einer mehr denkt, immer noch über die Erde geht?

Susanne macht ihr Glück.

Erlebtes von Peter Steffan.

Es ist vielleicht gut, vorauszuschicken, daß die Geschichte von Susanne Rambert nicht frei erfunden ist. Ich habe sie genau so erlebt, wie ich sie hier erzähle, nur die Namen sind natürlich geändert.

Damals, in der Zeit, von der ich spreche, war Susanne ein kleines, zierliches Persönchen, kaum zwanzig, und von der koketten Frisur bis zu den winzigen Wildlederschuhen mit den ein wenig zu hohen Absätzen eine echte Pariserin. Sie war die Anführerin unseres Kreises.

„Unser Kreis", das war eine Gruppe von jungen Leuten, die Hälfte Ausländer, die Hälfte Franzosen, — ein paar Maler, ein paar Zeitungsleute, ein Dichter, ein Bildhauer, und einige, die überhaupt keine Beschäftigung hatten, — wie die Mädchen, die dazugehörten, wenngleich auch von denen ein paar der Form halber Farbe auf Leinwand setzten. Kurzum, wir lebten im lateinischen Viertel, wir waren jung, und wir wollten alle die Welt erobern.

Susanne aber war die Ehrgeizigste von uns. Alle wußten, daß sie große Pläne hatte, obwohl sie nie verriet, was nun eigentlich ihr Ziel war.

So lebten wir, unberührt und ein wenig verantwortungslos wie tausend andere in den engen Straßen um Montmartre und Montparnasse, bis unser Kreis durch zwei Männer erweitert wurde. Der eine war ein unbeholfener, junger Bursche aus dem Südosten Frankreichs namens Berret, der stiller und überhaupt anders war als wir und der nur geduldet wurde, weil er auf eine rührende, ebenso hartnäckige wie erfolglose Weise Susanne den Hof machte. Der andere aber war der bekannte Theaterdirektor Desmoulins, ebenfalls noch ziemlich jung, aber schon sehr erfolgreich. Daß Desmoulins lediglich wegen Susanne zu uns kam, lag natürlich auf der Hand. Und es dauerte auch nicht lange, so ließ er sie zum erstenmal in seinem Theater auftreten. Zuerst ganz kleine Rollen, versteht sich: „Der Tee ist angerichtet" und so weiter. Aber eines Tages rückte er damit

heraus, daß er Susanne die Hauptrolle in dem neuen Stück geben wollte, das von einem bekannten Schriftsteller verfaßt war und bestimmt ein Erfolg wurde.

Ich erinnere mich an jenen Abend noch gut. Wir saßen im Kaffeehaus „Rossignol" zu zwölfen um zwei winzige Tischchen und redeten laut durcheinander, während wir Susanne beglückwünschten. Nur der junge Berret saß wie immer still dabei. Wir hatten vor Aufregung rote Köpfe, gewissermaßen fühlten wir uns alle mit geehrt, denn Susanne war ja eine von uns. Sie nahm lächelnd unsere Glückwünsche entgegen; ein wenig zu ruhig, schien es mir.

„Du scheinst dir gar nicht so viel daraus zu machen, Susanne", sagte ich, als wir das Kaffeehaus verließen und ich mit ihr allein ein wenig vor den anderen herging. „Das ist doch das große Glück, Susanne, auf das wir alle warten!"

„Ja, ja", antwortete sie nachdenklich, „du hast schon recht, es ist das große Glück. Das darf man sich nicht entgehen lassen." Und dann gab sie mir plötzlich rasch und etwas verstohlen die Hand. „Du darfst es den anderen nicht erzählen", sagte sie schnell, „ich reise morgen in aller Frühe ab. Leb' wohl und grüß' die andern!"

Ich wollte etwas erwidern, aber da war sie schon weggelaufen, mit ihren raschen, elastischen Schritten, und das Letzte, was ich von ihr sah, war ihr Taschentuch, mit dem sie noch einmal winkte.

Erst eine Woche später erfuhren wir, daß Susanne mit dem jungen Berret in dessen Heimat abgereist war, wo sie bald danach heirateten.

Nein, es hat damals keiner von uns verstanden. Das große Glück, sagten wir, wie kann man sich nur so wegwerfen! Selbst wenn sie ihn liebt. Was ist er denn? Sein Vater hat eine Garage. Voilà! Und wir zuckten mißbilligend und verärgert die Achseln, auch ich, obwohl ich Susanne recht gern hatte und sie besser kannte als die anderen.

— — — — — — — —

Und nun kam ich in diesen Tagen nach Valence, einer kleinen Stadt an der Rhône, und sah dort Susanne wieder. Der junge Berret hat inzwischen seine Unbeholfenheit verloren und ist ein tüchtiger Geschäftsmann geworden. Er hat die Garage erweitert und ist zufrieden. Auch Susanne ist zufrieden. Sie ist ein wenig dick geworden und hat ein Doppelkinn und gar nichts Pariserisches mehr. Dafür hat sie zwei kleine Jungen, und wie man es auch drehen mag: sie ist glücklich. Wie viele von uns, die wir damals zusammengehörten, können das von sich behaupten? Der eine ist Rechtsanwalt, einer macht in Hollywood Kostümentwürfe. Der Bildhauer ist inzwischen berühmt geworden, aber ich weiß zufällig, daß er sich sehr unglücklich fühlt. Der Dichter ist ganz verschollen. Die anderen sind überallhin zerstreut.

Das große Glück? Wenn man uns heute zusammenriefe, unseren „Kreis" von damals, und uns fragte, — ich glaube, wir würden alle sagen, daß Susanne es damals doch gewählt hat, **ihr großes Glück**.

Eine Garage auf dem Meeresgrund.

Bei Marseille ist auf dem Grund des Meeres sozusagen eine Automobilgarage entdeckt worden. Wenigstens erzählt man sich das auf der „Canebière". Und im Weiterberichten von Mund zu Mund nimmt die Geschichte immer phantastischere Formen an.

Richtig ist folgendes: Ein Taucher, der im Hafenbecken arbeitete, sah sich unten plötzlich vor einer langen Reihe von Autos. Es war eine reichhaltige Kollektion, Personenwagen, offene und geschlossene, ebenso wie Lastwagen. Soweit er feststellen konnte, befanden sich alle in allerbestem Zustand, abgesehen davon, daß hier und da kleine Muschelkolonien sich auf den Karosserien angesiedelt hatten.

Als der Taucher wieder an die Oberfläche kam, berichtete er dem Hafenkommissar seine Entdeckung. Der glaubte zwar zunächst, der Taucher habe sich einen schlechten Scherz mit ihm gemacht, aber von ihm veranlaßte Nachprüfungen ergaben die Richtigkeit der Meldung.

Man hat sich nun daran gemacht, die Wagen einen nach dem anderen zu heben. Sie waren alle, nachdem sie gereinigt worden waren, vollkommen fahrbereit. Es waren nicht etwa „Autoleichen". Wie kamen sie in das Hafenbecken? Sind sie durch irgend welche geheimnisvollen Personen dort versenkt worden, um die Ausfahrt zu sperren? Dazu hätte die bisher gefundene Menge nicht ausgereicht. Wahrscheinlicher ist, daß es sich um gestohlene Wagen handelt, die die Spitzbuben, nachdem sie sich ihrer bedient haben, einfach in den Hafen warfen. Aber immerhin würde es sich dann schon um Diebstähle im Großen handeln. Daß aber jemand seinen Kraftwagenpark, um ihn vor fremden Zugriffen ganz besonders gut zu sichern, unter Wasser garagiert haben sollte, wie die Witzbolde von der „Canebière" erzählen, das ist ja nun auch wieder nicht anzunehmen.

Bunte Chronik

Das trojanische Pferd auf der Pariser Weltausstellung.

Paris hat etwas zu lachen. Da steht auf dem Ausstellungsgelände, eben angekommen, eine riesengroße Pferdeskulptur aus Beton, die eigentlich im Pavillon von Artois auf der Ausstellung Platz finden sollte. Die Gesellschaft, die die Pferderennen im Pas des Calais veranstaltet, hatte sie unter Aufwand von 24 000 Frank in Auftrag gegeben, und dieser gewaltige Betonhengst sollte das Glanzstück in der Ehrenhalle des Pavillons sein. Er wurde aber, wie so ziemlich alles bei dieser Weltausstellung, zu spät fertig. Die Arbeiter, die den Pavillon von Artois herstellten, hatten sich ausnahmsweise etwas mehr beeilt und so war das Gebäude fertig, ehe der Betonhengst eintraf. Als er aber wirklich kam und nun seinen Einzug halten sollte, mußte man mit Betrübnis feststellen, daß er mit seinen überlebensgroßen Ausmaßen nicht durch das Tor hindurch ging. Auch der Sockel, der im Innern vorbereitet war, um ihn aufzunehmen, war viel zu klein. Was soll man nun machen? Soll man die Mauer einreißen, wie es die Trojaner einst taten, um das hölzerne Roß der Achäer in die Stadt bringen zu können? Man hat ja sicherlich nicht zu befürchten, daß dem Betonbauch des Pferdes bewaffnete Krieger entsteigen werden, die dann die Ausstellungsbesucher meuchlings überfallen. Aber da man nun den Pavillon von Artois schon einmal fertig hat, kann man sich nicht recht entschließen, ihn wieder zu demolieren. Vorläufig steht der Hengst jedenfalls auf einer Bohlenunterlage vor dem Gebäude und schaut mit weit vorgestrecktem Kopf enttäuscht auf die Tür, die zu eng und zu niedrig ist, als daß er hindurch könnte.

Lustige Ecke

An die Blumen dacht er nicht.



Strohwitwer: „Meine Frau hat mir doch irgendetwas auferlegt, das ich täglich tun sollte, und nun ist es mir ganz unmöglich mich zu erinnern, was es war!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.